

Bibliographie zum Monatsanliegen der Region Mitteleuropa vom 2.10.2022 bis 2.10.2023

Vom 16. November bis zum 10. Dezember 1955 reiste unser Vater nach Deutschland, Österreich und in die Schweiz und war so dem Beginn der apostolischen Arbeit des Werkes in drei Ländern unserer Region nahe. Bitten wir den Herrn und seine Mutter, Stella Orientis, dass wir alle, die das Werk in Deutschland, der Schweiz, Österreich, Ungarn und Rumänien verwirklichen, in unserer neuen Region zu einer herzensverbundenen geistlichen Familie zusammenwachsen und, eng verbunden mit dem Vater und seinen Anliegen, mit neuem Schwung vielen Menschen die Schönheit unseres Charismas nahe bringen.

Javier Echevarría: Auf Europas Straßen – Apostolische Reisen des Opus-Dei-Gründers

Alfons Par: Begegnungen mit Josemaría Escrivá

Zwei Beiträge aus dem Buch

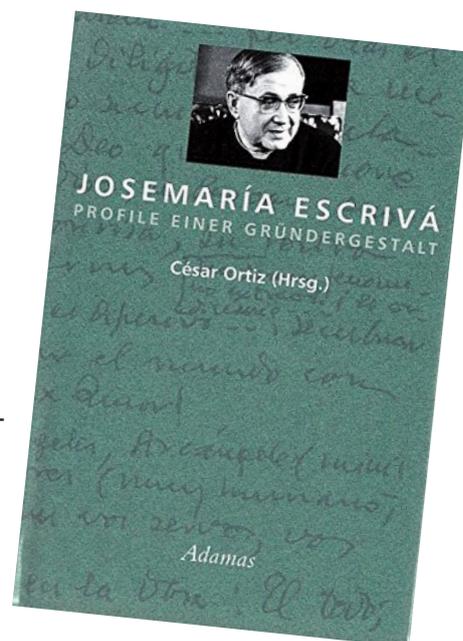
Josemaría Escrivá: Profile einer Gründergestalt

Herausgeber: César Ortiz

Erschienen im Adamas Verlag, Köln 2002. Zum 100. Geburtstag Josemaría Escrivás am 9. Januar 2002 entstanden, gehen in diesem Band 30 Autoren und Autorinnen den Wirkungen und der Tragweite jener scheinbar so simplen Kernidee Escrivás von der Heiligung der Welt durch persönliche Heiligkeit im Alltag im weiten Panorama menschlicher Aufgabenbereiche nach. Das breitgefächerte Themenspektrum umfaßt Person und Botschaft, Berufung zur Heiligkeit, Die Welt als Abenteuer und Aufgabe und in einem vierten Teil Zeugnisse über Escrivá.

Da der 100. Geburtstag Escrivás zusammenfällt mit 50 Jahren apostolischer Tätigkeit des Opus Dei in Deutschland, schildern mehrere Augenzeugen die wiederholte Anwesenheit des Opus-Dei -Gründers in Deutschland (Österreich und der Schweiz). In ihnen wird die außerordentlich facettenreiche Persönlichkeit Escrivás spürbar, die seinen gottgewollten Auftrag, an den heiligenden Wert des gewöhnlichen Christenlebens zu erinnern, in einzigartiger Weise mitgetragen hat.

Insofern kommt auch den Zeugnissen über Escrivá in diesem Band ein besonderer Stellenwert zu, da sie ein wahres Genie an Menschlichkeit zeigen, getragen von einer lebendigen, innigen und beständigen Nähe zu Christus. Das mag in einer Welt von besonderer Bedeutung sein, in der ein Selbstverwirklichungswahn die Selbstvergessenheit und mit ihr ein Klima menschlicher Zuwendung und Herzenswärme zu einem selten gewordenen, kostbaren Gut werden läßt.



Javier Echevarría: Auf Europas Straßen – Apostolische Reisen des Opus-Dei-Gründers

Der Bitte der Herausgeber, an dieser Festschrift zum 100. Geburtstag des seligen Josemaría Escrivá mitzuwirken, komme ich gern nach. Gleichzeitig möchte ich allen Autoren aus dem deutschen Sprachraum für ihre Mitarbeit herzlich danken. Da es auch in deutscher Sprache bereits eine Reihe von biographischen Darstellungen über den Gründer des Opus Dei gibt, sowohl einfache Lebensbeschreibungen wie auch wissenschaftliche Abhandlungen, will ich hier auf die Lebensgeschichte des seligen Josemaría nicht näher eingehen.¹ Vielmehr möchte ich persönliche Erinnerungen niederschreiben und mich auf das Verhältnis beschränken, das der Selige zu den Menschen in Mitteleuropa und zu ihrer Kultur hatte. Da ich das Glück hatte – besser gesagt, Gott schenkte mir diese Gnade –, von 1950 an bis zum Tag seines Heimgangs an der Seite des seligen Josemaría zu leben, ist das, meine ich, ein lohnenswerter Ansatz. Auch wenn ich nicht immer persönlich dabei war, so hat doch der Gründer selbst oder sein erster Nachfolger, Bischof Alvaro del Portillo, an dessen Seite ich über 40 Jahre verbracht habe, oft von den Besuchen und Eindrücken in Mitteleuropa gesprochen.

Die besondere Wertschätzung des Gründers für die Länder Mitteleuropas, vor allem für Deutschland, rührte bereits aus Kindertagen her und stammte von seinem Vater, zu dem er ein außergewöhnlich gutes Verhältnis hatte, er bewunderte ihn und betrachtete ihn als seinen Lehrmeister. In den Augen des Sohnes war er nicht nur ein beispielhafter Vater, der aus dem Glauben lebte, er war seinen Kindern gegenüber schon von klein auf auch ein vertrauensvoller Freund. Von daher ist es nicht erstaunlich, daß persönliche Vorlieben des Vaters, wie die große Sympathie für Deutschland, auf den Sohn übergingen. José Escrivá (1867–1924) besaß eine kleine Fabrik in Aragonien. Er liebte seine Heimat und war ein pflichtbewußter Bürger. Er schätzte Deutschland und die Deutschen wohl deshalb besonders, weil er an ihnen ihre Arbeitsamkeit und andere guten Eigenschaften bewunderte. Vielleicht rührte seine Hochschätzung auch daher, daß er selbst von seiner Veranlagung wie von seiner Erziehung her ein Mensch war, der intensiv und methodisch zu arbeiten wußte. Er war sich seiner sozialen Verpflichtungen bewußt und übte gemäß seiner gesellschaftlichen Stellung großzügig die christliche Nächstenliebe.

¹Vgl. Alvaro del Portillo, Über den Gründer des Opus Dei, Köln 1996; Peter Berglar, Opus Dei. Leben und Werk des Gründers Josemaría Escrivá, 3. erw. Aufl. Köln 1992; Andrés Vázquez de Prada, Der Gründer des Opus Dei. Josemaría Escrivá, Band 1: Die frühen Jahre, Köln 2001; Salvador Bernal, Msgr. Josemaría Escrivá de Balaguer. Aufzeichnungen über den Gründer des Opus Dei, Köln 1978; Dennis M. Helming, Fußspuren im Schnee, St. Ottilien 1991; Klaus M. Becker, Jürgen Eberle (Hrsg.), Die Welt – eine Leidenschaft. Charme und Charisma des Seligen Josemaría Escrivá, St. Ottilien 1993; Der Seligsprechungsprozeß Josemaría Escrivá, Schriftenreihe der Karlskirche, Heft 8, Wien 1992.

Nach diesen Vorbemerkungen wird verständlich, warum der selige Josemaría Deutschland besonders schätzte, was sich dann während seiner theologischen und juristischen Studienjahre noch vertiefte.

Die Bezeichnung »aus Deutschland« war damals in weiten Kreisen Spaniens gleichbedeutend mit »Qualitätsprodukt«. Das veranschaulicht eine Begebenheit während seiner Zeit im Priesterseminar von Saragossa, die der selige Josemaría des öfteren erzählt hat, nicht ohne dabei zu schmunzeln. Denn die Ordnungsliebe und Leistungsfähigkeit, die man den Deutschen gern zuschreibt, treffen dabei auf südländische Wesenszüge wie Improvisation und Erfindungsgabe.²

Erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs konnte der Gründer des Opus Dei erstmals nach Mitteleuropa reisen. Schon am Gründungstag des Werkes, am 2. Oktober 1928, stand ihm deutlich vor Augen, daß sich das Opus Dei nach dem Willen Gottes weltweit und zeitübergreifend ausbreiten sollte. Der Spanische Bürgerkrieg und der Zweite Weltkrieg verzögerten jedoch den ersehnten Aufbruch.

1949 arbeitete das Opus Dei bereits in Spanien, Italien, Portugal, Frankreich, Großbritannien und Irland und hatte soeben seine Arbeit in Mexiko und in den Vereinigten Staaten aufgenommen. Josemaría Escrivá war fest davon überzeugt, daß das Werk mit der Zeit auch im deutschsprachigen Raum für die Kirche und die Länder selbst reiche Frucht bringen werde.

Im November 1949 schreibt er von Mailand aus seinen Kindern in Portugal in einem kurzen Brief, daß er mit Alvaro del Portillo zum ersten Mal Deutschland und Österreich besuchen wolle. Er erinnerte sie an seine erste Reise nach Portugal im Jahr 1945, um dort das Fundament für die künftige apostolische Arbeit des Opus Dei zu legen. Er bat sie um ihr Gebet für die neue Etappe, die mit dieser Reise durch Mitteleuropa beginnen sollte: »Wenn ich nun zum ersten Mal österreichischen und deutschen Boden betrete, denke ich bewegt an meine erste Portugalreise. Betet inständig dafür, daß Gott nicht auf unsere Fehler, sondern auf unseren Glauben schaut und wir schon bald mit der Arbeit in Mitteleuropa beginnen können.«³

²Dazu heißt es bei A. Vázquez de Prada: »Eine Geschichte blieb Josemaría unvergessen: Sie drehte sich um einen Kaufmann, der mit Zimt handelte. Er kaufte sein Produkt in Form von Zimtbaumzweigen, die er mit Hilfe einer Kugelmühle zu allerfeinstem Puder verarbeitete. Eines Tages funktionierte die Mühle nicht mehr. Die Kugeln waren abgenutzt, und es mußten neue Kugeln in Deutschland bestellt werden. Die Zeit verstrich, die Kugeln aus Deutschland trafen nicht ein, doch der Zimt mußte gemahlen werden. Ein Freund des Händlers, der dessen Niedergeschlagenheit sah, schlug ihm vor, zu einem Bach zu gehen und runde Steine von der Größe der unbrauchbar gewordenen Kugeln zu suchen, diese in die Mühle zu legen und immer wieder zu drehen, zunächst ohne Zimt. Gesagt, getan; nach zwei Wochen waren die Steine durch das ständige Aneinanderreiben so glatt poliert, daß sie die gleiche Form hatten wie die Kugeln aus Deutschland.« Ein Lehrer hatte diese Geschichte erzählt, um aus ihr eine moralische Nutzenanwendung für seinen Schüler zu ziehen; vgl. dazu Andrés Vázquez de Prada: Der Gründer des Opus Dei, Band 1, S. 166.

³Josemaría Escrivá, Brief vom 25.11.1949.

Jene erste Reise führte den seligen Josemaría Escrivá und Alvaro del Portillo nach Innsbruck und München. In Innsbruck feierte er die heilige Messe in der Spitalskirche, die ihm als besonders gepflegt auffiel. Auch die Liebenswürdigkeit der Menschen, die Schönheit der Umgebung und der Architektur beeindruckten ihn. Er betete inständig für den Beginn der apostolischen Arbeit des Opus Dei in Österreich.

Von dort fuhr er nach Bayern weiter. Etwa eine halbe Autostunde hinter Innsbruck, nahe bei Seefeld, fiel ihm ein Wegkreuz auf. Er hatte schon viele davon in Tirol gesehen, doch dieses gefiel ihm besonders. Es stand direkt an der Straße, in einer herrlich verschneiten Landschaft. Er ließ dort anhalten, sie beteten kurz vor dem Bild des Gekreuzigten, machten einige Fotos und fuhren dann in Richtung Deutschland weiter.

München war noch vom Krieg gezeichnet. 1972, also viele Jahre später, erzählte der selige Josemaría bei einem Treffen mit Studenten davon: »Die Stadt war halb zerstört. Auf der Treppe in unserem Hotel mußten wir uns dicht an der Wand halten, weil das Geländer fehlte.«⁴

Am nächsten Tag feierte er die heilige Messe im Liebfrauentempel und besuchte zusammen mit Alvaro del Portillo den Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber, sowie andere Geistliche. Der Kardinal empfing ihn herzlich. Das Opus Dei war ihm nicht unbekannt, und er interessierte sich lebhaft für seine apostolische Arbeit. Kardinal Faulhaber sprach über seine Sorgen und Schwierigkeiten in der Pastoral für die katholischen Flüchtlinge aus dem Osten. Man unterhielt sich übrigens auf Latein.

Das Gespräch mit Faulhaber war der erste Kontakt des Gründers des Opus Dei mit einem Bischof aus dem deutschen Sprachraum. Wenn er auf Reisen war oder wenn Bischöfe nach Rom kamen, nutzte er jede Gelegenheit, die Verbundenheit mit den Ortskirchen und mit dem Papst als dem Nachfolger des hl. Petrus zu vertiefen. Das war ihm ein Herzensanliegen, denn gerade dazu weiß sich das Opus Dei seit seiner Gründung berufen. In persönlichen Aufzeichnungen aus der Zeit zwischen 1930 und 1940, festgehalten in seinem Buch »Im Feuer der Schmiede«, heißt es: »Unsere heilige Mutter, die Kirche, streut in wunderbar weitherziger Liebe den Samen des Evangeliums über die ganze Welt aus. Von Rom bis in die fernsten Winkel der Erde. Deine Mitarbeit am Werk der Glaubensverbreitung in der ganzen Welt muß darauf zielen, die Peripherie mit dem Zentrum, das heißt mit dem Papst, zu verbinden, damit die ganze Erde dies sei: eine einzige Herde, ein Hirt, ein Apostolat!«⁵

Mit vielen Kardinälen und Bischöfen aus dem mitteleuropäischen Raum verband den Gründer des Opus Dei eine echte Freundschaft. Wenn sie sich in Rom aufhielten, lud er – gastfreundlich wie die alttestamentlichen Patriarchen – sie oft zu sich in den Zentralsitz des Opus Dei ein. Er öffnete ihnen nicht nur die Tür seines Hauses, sondern auch sein Herz. Sein Vertrauen weckte Vertrauen:

⁴Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, Rom, 3. Februar 1972 (AGP, P01, 1980, S. 1373).

⁵Im Feuer der Schmiede, 638.

Die Bischöfe schütteten ihm ihr Herz aus und erzählten ihm von ihren Hirtensorgen oder baten ihn um seinen Rat. Ich denke da beispielsweise an Kardinal Josef Frings. Als Erzbischof von Köln hat er die apostolische Arbeit des Opus Dei in seiner Diözese großzügig unterstützt und die Mitglieder des Werkes sehr geschätzt. Oder an Kardinal Julius Döpfner, den Erzbischof von München, den der Selige während des 2. Vatikanischen Konzils in Rom kennenlernte, an Kardinal Joseph Höffner, mit dem ihn eine brüderliche Freundschaft verband.⁶⁶

Auch mit dem damaligen Bischof von Berlin, Kardinal Alfred Bengsch, führte der Gründer des Opus Dei in den siebziger Jahren mehrfach Gespräche, ebenso mit dem Erzbischof von Wien, Kardinal Franz König. Mit Bischof Pohlschneider von Aachen war er ebenfalls eng befreundet, ebenso mit dem Bischof von Essen, Kardinal Franz Hengsbach, dem er 1974 die Ehrendoktorwürde der Universität Navarra verlieh.⁷

Doch zurück zur ersten Reise: 1949 sah der Selige in Mitteleuropa die verheerenden Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges. Die Not der Völker, die den leidvollen Krieg erlebt hatten und noch immer darunter litten, ging ihm sehr nahe. Und er ging so weit, Akte der Selbstverleugnung, des Verzichts und der Buße (die er das »Gebet der Sinne« zu nennen pflegte) Gott für ihr Wohl und das aller leidgeprüften Völker anzubieten. Die künftige apostolische Arbeit des Opus Dei in diesen Ländern empfahl er dem besonderen Schutz der Gottesmutter.

Nach fast zwei Wochen trat er am 4. Dezember 1949 den Rückweg nach Rom an. In einem klapprigen alten Auto hatte er auf schlechten Straßen mehr als 3000 Kilometer zurückgelegt, um den Boden in Mitteleuropa für den Samen des Opus Dei empfänglich zu machen. Es waren Tausende Ave-Maria und Stoßgebete, die er auf den Straßen ausgestreut hatte. Die übernatürliche Freude, die er dabei empfand, drückte sich bis in die Lieder aus, die er im Auto sang.

1952 kamen die ersten Mitglieder des Opus Dei nach Bonn. Infolge des Krieges war die Wohnungsnot dort besonders groß, denn aus der kleinen Universitätsstadt war unverhofft die provisorische Hauptstadt der Bundesrepublik geworden. Es dauerte fast ein Jahr, bis sie eine Wohnung mieten und die Bildungsarbeit richtig aufnehmen konnten. Die kleine Wohnung war ein Teil des heutigen »Studentenheim Althaus«. Hier ist der selige Josemaría wiederholt gewesen, zum ersten Mal im Jahre 1955. Den ersten Schritten seiner Söhne in Deutschland galten Gebet und häufige Briefe des Gründers. Öfters

⁶⁶Über diese Freundschaft habe ich auf einem Symposium der Päpstlichen Universität vom Heiligen Kreuz zum Gedächtnis an Kardinal Höffner aus Anlaß seines 10. Todestages gesprochen. (Vgl. »Romana, Bollettino della Prelatura della Santa Croce e Opus Dei«, 1997, S. 291 ff).

⁷Als Großkanzler der Universität hat der selige Josemaría dem Bischof von Essen und Professor Jérôme Lejeune von der Universität Paris die Ehrendoktorwürde verliehen. Dabei hielt er eine vielbeachtete Ansprache über »Die Verpflichtung zur Wahrheit« und stellte den Dienst an der Wahrheit heraus, den beide geleistet haben (vgl. Josemaría Escrivá de Balaguer y la Universidad, Pamplona 1993, S. 104 ff).

schickte er auch jemanden zu Besuch, da ihm sein Gesundheitszustand damals das Reisen kaum erlaubte; denn 1944 war ein starker Diabetes mellitus diagnostiziert worden. Trotz strenger Diät und ständiger ärztlicher Kontrolle hatte sich die Krankheit verschlimmert. Er mußte infolgedessen kürzertreten. In dieser Zeit fuhr er jedoch öfter nach Spanien, da die Zahl der Mitglieder ungewöhnlich schnell wuchs und seine Anwesenheit erforderlich machte. Es war an einem Marienfest 1954, daß er auf medizinisch unerklärliche Weise vom Diabetes geheilt wurde. Der selige Josemaría hat diese Heilung immer der Fürsprache der Gottesmutter zugeschrieben. Ab jetzt wurde die weitere apostolische Arbeit in Mitteleuropa beschleunigt in Angriff genommen. Er nannte das »die Vorgeschichte«.

Über die mühevollen Reisen des Gründers zur Vorbereitung der künftigen apostolischen Arbeit schrieb Alvaro del Portillo 1975 nach seiner Wahl zum Nachfolger des seligen Josemaría in einem Hirtenbrief: »Die *Vorgeschichte* begann lange bevor es das erste Zentrum in einem Land gab. Ich kann bezeugen, daß unser Vater den Boden mit Gebet und Abtötung fruchtbar gemacht hat. Er ist in viele Städte gereist, hat in ungezählten Kirchen gebetet, mit zahlreichen Bischöfen gesprochen, hat den Herrn in vielen Tabernakeln und seine Mutter in vielen Wallfahrtsorten aufgesucht, so daß seine Töchter und Söhne das Erdreich gut beackert und das Saatgut weit ausgestreut vorfanden. Er selbst hat des Bild der Saat gewählt, die er mit vollen Händen auf vielen Straßen und Wegen des betreffenden Landes ausgeworfen hat. Sie bestand aus vielen Ave-Maria, aus Liebesliedern, die er in Gebet verwandelte, aus Stoßgebeten und Bußübungen, die er gern und voll Vertrauen aufopferte.«⁸

Mitte 1955 brach der selige Josemaría zu seiner zweiten Reise nach Mitteleuropa auf, dazu gehörte auch der erwähnte erste Bonn-Besuch.

Hauptanliegen war, der Arbeit des Werkes in der Schweiz und in Österreich den Weg zu bahnen. Als er in der Schweiz in die Nähe der deutschen Grenze kam, drängte es ihn, wenigstens kurz seine Söhne in Deutschland zu besuchen. Das waren damals junge berufstätige Akademiker, die hier mit der apostolischen Arbeit begonnen hatten. Nach Rücksprache mit Alvaro del Portillo unternahm er also einen Abstecher nach Bonn, um dann anschließend von dort weiter nach Österreich zu fahren. Seit 1956 bin ich auf diesen Reisen stets dabeigewesen. Erwähnt sei, daß der selige Josemaría unterwegs gern Marienwallfahrtsorte wie Einsiedeln, Maria Laach, Mariazell oder die Schwarze Muttergottes in Köln aufsuchte, aber auch weniger bekannte Gnadenbilder.

Am 1. Mai 1955 kam er also für wenige, dafür aber um so intensivere Stunden nach Bonn. Wie ein guter Vater sorgte er für seine Kinder. Er kümmerte sich um das Materielle ebenso wie um das Geistliche, um ihr körperliches Wohlergehen oder ihre Wohnverhältnisse genauso wie um ihren geistlich-asketischen Kampf. Sein Optimismus steckte einfach an, und er entwarf ein weites apostolisches Panorama. Während dieses bewegenden Besuches wandte er sich wie folgt an

⁸Alvaro del Portillo, Hirtenbrief vom 30. September 1975, Nr. 9.

seine Söhne, und seine Worte spiegeln gut die Atmosphäre von damals wider: “Freust du dich nicht über das Vertrauen, das Gott in dich setzt? Er scheint die Fruchtbarkeit der Arbeit von unserer Treue abhängig zu machen. Unsere Verantwortung ist also groß! Gerade daran, daß Gott uns soviel Vertrauen schenkt, zeigt sich, daß wir seine Kinder sind. Wir sehen den apostolischen Früchten in Deutschland erwartungsvoll entgegen. Das Werk duftet schon wie ein reifes Kornfeld. Das kann man sagen, obwohl 26 Jahre so gut wie nichts sind für eine Einrichtung der Kirche, die Gott ins Leben gerufen hat, um der Kirche zu dienen, solange es Menschen auf Erden gibt. Das Opus Dei will das Reich Christi ausbreiten zum Wohl der Menschen, es will zu ihrem Glück beitragen, indem es sie Gott näher bringt.»⁹

Der Aufenthalt in Bonn war anstrengend; tags darauf fuhr der selige Josemaría nach Köln. Immer wenn er in Köln war, feierte er die heilige Messe im Dom, entweder in der Sakramentskapelle oder am Lochneraltar. Am nächsten Tag begab er sich nach Düsseldorf, um im österreichischen Konsulat sein Visum für Österreich abzuholen. Die lange Wartezeit nutzte er, für die apostolische Arbeit in Deutschland zu beten. Jahre zuvor hatte er in seinem Buch »Der Weg« geschrieben: »Zuerst Gebet, dann Buße, an dritter Stelle, weit an dritter Stelle, das Tun.«¹⁰ Da der selige Josemaría kein Deutsch sprach und deshalb die Verständigung schwierig war, machte er dieses Unvermögen dadurch wett, daß er für die Menschen betete, die ihm begegneten. Er opferte die Unannehmlichkeiten der Reise für sie auf und war liebenswürdig, freundlich, ja herzlich zu allen. So festigte er das apostolische Fundament.

Es gab auf dieser Reise noch mehr Hindernisse, die der selige Josemaría dem Herrn gern aufopferte. Man hatte ihm geraten, einmal am Rhein entlang zu fahren, um neben der landschaftlichen Schönheit Land und Leute besser kennenzulernen. Aber das Auto war alt und bockte. An Tankstellen und in Werkstätten suchte man vergeblich nach der Ursache. Um größeren Schaden zu vermeiden, entschloß man sich, doch wieder die Autobahn in Richtung Mainz zu nehmen und auf die schöne Rheintour zu verzichten. Nicht zuletzt deshalb hatte sich der selige Josemaría für die Rheintour entschieden, um dem Fahrer eine Freude zu machen. Spät abends kamen sie in Mainz an. Die Stadt war noch vom Krieg gezeichnet, das Hotel, in dem sie übernachteten, stark in Mitleidenschaft gezogen. An jenem Abend konnte er vor Erschöpfung nichts essen.

Tags darauf feierte er die heilige Messe im Mainzer Dom. Im Vergleich zur übrigen Stadt war der Dom wenig zerstört. In der Zwischenzeit wurde der Wagen repariert, und sie kehrten wieder nach Bonn zurück. Dort gab er seinen Söhnen noch einmal geistliche Anregungen und fuhr dann zum Übernachten nach Köln und von dort aus weiter in Richtung Österreich.

⁹Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 1. Mai 1955.

¹⁰Der Weg, 82.

Auf seiner ersten Reise nach Österreich im Jahr 1949 hatte der selige Josemaría nicht bis Wien fahren können. Die Alliierten hielten das Land damals noch besetzt, und er bekam kein Visum für die Durchreise durch die sowjetisch besetzte Zone. Jetzt hatten sich die Umstände so weit geändert, daß aufgrund des Vertrages vom 15. Mai 1955 die Truppen abgezogen werden sollten und Österreich seine Unabhängigkeit zurückerhielt.

Am 7. Mai 1955 erreichte der selige Josemaría über München und Innsbruck Wien. Er war sehr bewegt, und Jahre später – 1974 – erinnerte er sich noch an viele Einzelheiten dieses ersten Besuchs: »Wir kamen aus München. Auf einer Landstraße kurz vor Wien, an einer Brücke, stand ein großes Wegkreuz, davor ein russischer Soldat. Wenn man so wie ich im Spanischen Bürgerkrieg anderthalb Jahre unter kommunistischer Herrschaft gelebt und viele Morde und brennende Kirchen gesehen hat, geht einem ein solcher Anblick unter die Haut.«¹¹

Die Stadt war von den Alliierten noch immer in Sektoren geteilt. Der Gründer stieg mit seinen Begleitern, unter ihnen wie immer Alvaro del Portillo, in einem bescheidenen Hotel in der amerikanischen Zone ab. Dort hielten sie sich nur zum Schlafen auf, denn der selige Josemaría wollte jede Stadt, die er besuchte, wirklich gut kennenlernen. Deshalb erwanderte er sie, betete in vielen Kirchen und traf sich mit Vertretern der Ortskirchen. Er besuchte den damaligen Nuntius in Wien, Erzbischof Dellepiane, und den Wiener Weihbischof Franz Jachym und sprach mit ihnen über das Opus Dei, das bald die Arbeit in Österreich aufnehmen wolle. Oft hat er sich an den herzlichen Empfang in der Nuntiatur erinnert. Sie lag in der russischen Zone. Auf dem Weg dorthin begegneten ihnen zahlreiche russische Soldaten. Er betete für sie, auch für die Länder unter kommunistischer Herrschaft. Er verurteilte niemanden; er betete für die Opfer und für die Unterdrücker, indem er Gott um Barmherzigkeit für alle bat. Später erzählte er oft, Wien sei die einzige Stadt gewesen, in der er eine Denksäule zu Ehren der Heiligsten Dreifaltigkeit entdeckt habe. Sie steht noch heute am *Graben*, in Domnähe. Auch diese unscheinbare Entdeckung bewog ihn dazu, schon bald mit der apostolischen Arbeit zu beginnen. Nach drei Tagen in Wien kehrte er am 12. Mai nach Rom zurück. Unterwegs hatte er in Loreto haltgemacht, um in der »Casa Santa« zur Gottesmutter zu beten.

Noch vor Jahresende brach er zu einer dritten Reise nach Mitteleuropa auf. Sie war mit mehreren tausend Kilometern innerhalb von drei Wochen (16. November bis 10. Dezember 1955) eine der längsten und anstrengendsten. Hinzu kam sehr ungünstiges Wetter. Die Reise führte ihn in die Schweiz, nach Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland und Österreich. Am 30. November traf er vormittags in Bonn ein, nachdem er im Kölner Dom die heilige Messe gefeiert hatte. Es gab dort nur wenige Mitglieder des Opus Dei. Damals sagte er ihnen Worte, die sie nie vergessen haben: »Heute, am 30.

¹¹Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 1. Januar 1974.

November, beginnt die Geschichte der deutschen Region. Das heißt nicht, daß sie schlagartig beginnt. Es wird ein paar Monate dauern. Wir müssen warten lernen. Aber viele Menschen werden kommen, bald werden wir nicht nur in Bonn, sondern auch an anderen Orten arbeiten.«¹²

Der Gründer gab den Anstoß für die ersten apostolischen Schritte in Deutschland. Das Apostolat sollte sich im Laufe der Zeit von der kleinen Stadt am Rhein über das ganze Land ausbreiten, zunächst im Westen Deutschlands und in Berlin, nach dem Fall der Mauer dann auch im Osten. Seine Worte waren ein echter Glaubensakt, denn zu diesem Zeitpunkt gab es in Bonn weder ein deutsches Mitglied des Werkes noch standen irgendwelche finanziellen Mittel zur Verfügung. Die erste Berufung kam aber schon bald, sicher auch als Frucht seines Gebetes und der Mühsale dieser Reise.

Sie blieben jetzt nur wenige Stunden in Deutschland, denn auf dem Rückweg von Wien wollten sie noch einmal in Bonn Station machen. Tatsächlich rief Alvaro del Portillo am Abend des 6. Dezember von Köln aus an, um ihr Kommen für den nächsten Tag anzukündigen. In Althaus nahm sich der selige Josemaría Zeit, mit jedem persönlich zu sprechen. In einem Beisammensein erzählte er von der Reise nach Österreich: »Auch dort warten sie auf uns, und wir werden bald dort anfangen.«¹³

Diese zweite Reise des seligen Josemaría nach Wien ist von besonderer Bedeutung für die Geschichte des Opus Dei in den Ländern Osteuropas. Denn damals wurde ihm klar: »Österreich ist das Tor zum Osten«¹⁴.

Auf eine Eingebung hin rief er die Gottesmutter als »Stella Orientis« an und stellte die künftige apostolische Arbeit in den Ländern Osteuropas unter ihren besonderen Schutz. Diese übernatürliche Erleuchtung wurde ihm am 4. Dezember 1955 geschenkt, einen Tag nach seiner Ankunft in Wien. Als er nach der Feier der heiligen Messe im Stephansdom seine Danksagung am Seitenaltar mit dem Gnadenbild »Maria Pötsch« hielt, kam ihm unwillkürlich die Anrufung auf die Lippen: »Sancta Maria, Stella Orientis, filios tuos adiuva!« Er schrieb sie sofort mit dem Tagesdatum in sein Notizbuch.

Es war eine vertrauensvolle Bitte an die Gottesmutter und Mutter aller Menschen, mit besonderer Liebe über ihre Kinder zu wachen, die im kommunistisch besetzten Osteuropa wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Er ist noch oft auf diese Eingebung zurückgekommen. 1959 sagte er: »Direkt hinter dem Hauptportal befindet sich auf der rechten Seite der besagte Seitenaltar, an dem ich zum ersten Mal das Stoßgebet ›Sancta Maria, Stella Orientis, filios tuos adiuva!‹ vor einem altehrwürdigen Marienbild gebetet habe. Noch am selben Tag habe ich dem Weihbischof erzählt, mit welchen Worten wir die Gottesmutter

¹²Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 30. November 1955.

¹³Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 7. Dezember 1955.

¹⁴Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 12. Dezember 1955.

angerufen hätten. Er freute sich auch deshalb besonders, weil das Bild aus dem Osten nach Wien gebracht worden ist.«¹⁵

Später wurde der selige Josemaría öfter nach seinem Gebet im Dezember 1955 am Gnadenbild Maria Pötsch gefragt, vor allem von den österreichischen Mitgliedern des Werkes. Darauf antwortete er meist: »An erster Stelle habe ich für euch Österreicher gebetet ... und dann auch für alle Völker des Ostens, auch für die Russen, die ich sehr mag. Die Nächstenliebe verpflichtet uns, alle Menschen zu lieben. Wenn man aber sagt, daß man einen Menschen liebt, so heißt das nicht, daß man auch seine Irrtümer gutheißt.«¹⁶

Zahlreiche Menschen aus den Ländern des Ostens, unter ihnen Kardinäle, Bischöfe, Priester und einfache Gläubige haben sich im Lauf der Zeit für dieses Bittgebet des Opus-Dei-Gründers bedankt. Viele von ihnen sind wirkliche Glaubensbekenner gewesen und haben schreckliche physische wie psychische Torturen durchgestanden. Sie haben später vor dem Gnadenbild von Maria Pötsch gebetet oder das Stoßgebet des seligen Josemaría übernommen, aus Dankbarkeit und in Verbundenheit mit ihm. Vom Himmel aus wird er für die Völker Osteuropas weiter Fürsprache einlegen.

Ich habe mich absichtlich auf die drei ersten Reisen des Gründers des Opus Dei durch Mitteleuropa beschränkt, obwohl der selige Josemaría bis 1963 noch mehrmals dorthin gereist ist. In diesen Jahren gab er der Ausbreitung der apostolischen Arbeit zugleich in vielen anderen Ländern Europas die entscheidenden Impulse. Er reiste oft innerhalb Italiens, nach Frankreich, Portugal und Spanien und betete an Wallfahrtsorten wie Loreto, Lourdes und Fatima. Mehrmals besuchte er Belgien, Holland und Luxemburg. In den Jahren 1958 bis 1962 reiste er nach England und Irland. Dort arbeiteten schon seit Jahren Männer und Frauen des Opus Dei. Er gab ihrer Arbeit immer wieder neue Anstöße und weitete mit seinem Rat ihren Horizont.

Mit Beginn des 2. Vatikanischen Konzils schränkte er seine Pilgerreisen durch Europa ein. Sobald das Konzil beendet war, reiste er im Frühjahr 1966 nach Griechenland, um wieder einmal die *Vorgeschichte* der apostolischen Arbeit des Opus Dei zu schreiben. Während das erste Zentrum des Opus Dei in Österreich 1956 eröffnet wurde, konnte man in der Schweiz erst 1960 mit der apostolischen Arbeit beginnen. Vorher schon, 1956, hatte der selige Josemaría den zweiten Generalkongreß des Opus Dei nach Einsiedeln, dem bekannten schweizerischen Marienwallfahrtsort, einberufen.

Dieser Kongreß hat große Bedeutung für die Geschichte des Werkes, denn dort wurde unter anderem beschlossen, die obersten Leitungsgremien des Opus Dei

¹⁵Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 4. Juni 1959. Die Ikone stammt aus der Pfarrkirche von Pocs in Ungarn. Sie wird so verehrt, weil Maria auf diesem Bild am 4. November 1696 und auch in den darauffolgenden Tagen geweint hat. Scharen von Gläubigen kamen deshalb in die kleine Pfarrkirche. Die Nachricht gelangte auch an den Hof, und der Kaiser ließ das Bild nach Wien bringen, wo es seitdem verehrt wird.

¹⁶Josemaría Escrivá, Aufzeichnungen aus einem Beisammensein, 2. Dezember 1973.

von Madrid nach Rom zu verlegen. Außerdem entschied der Kongreß, die apostolische Arbeit weltweit auszubreiten.

In vielen Ländern Mittel- und Osteuropas konnte die apostolische Arbeit des Opus Dei erst nach dem Fall der Berliner Mauer und des Eisernen Vorhangs beginnen. Doch der Selige ließ die Zeit nicht einfach verstreichen: Er selbst betete viel und bat auch andere um ihr Gebet für diese Länder. Wenn ein Mitglied des Werkes aus beruflichen oder sonstigen Gründen in ein Land hinter dem Eisernen Vorhang reisen konnte, riet ihm der selige Josemaría immer, alle nur möglichen Kontakte zu knüpfen im Hinblick auf den ersehnten Beginn der apostolischen Arbeit dort.

Den Zusammenbruch des Kommunismus hat der selige Josemaría nicht mehr erlebt. Ich bin aber davon überzeugt, daß er im Himmel für die Freiheit der Kirche und ihr Wachstum in allen betroffenen Ländern Fürsprache eingelegt hat. Ich erinnere mich beispielsweise, wie aufmerksam er die Ereignisse in Ungarn 1956 verfolgte oder 1968 den Prager Frühling und sein tragisches Ende, als die Truppen des Warschauer Paktes Prag besetzten. Aber auch wenn alles hoffnungslos aussah, hatte der selige Josemaría die übernatürlich begründete feste Überzeugung, daß die Liebe Christi letztlich über den Haß siegen und daß das Opus Dei auch in diesen Ländern einmal Fuß fassen würde, im Dienst an der Kirche und an allen Menschen.

Gerade aus der zeitlichen Distanz scheint mir wichtig, was der selige Josemaría bereits 1967 seinen Söhnen in Rom sagte. Bischof Alvaro del Portillo hat es im Januar 1990 in einem Hirtenbrief wiedergegeben, den er kurz nach dem Fall der Mauer an die Gläubigen der Prälatur schrieb: »Alles hat seine Stunde. Seht nur, was in Osteuropa geschieht. Politische Systeme, die versucht hatten, Gott gegenüber Tür und Tor und zu verschließen, scheinen sich jetzt der Freiheit und damit dem Evangelium zu öffnen. Es sind Ereignisse, in denen die Vorsehung Gottes und die mütterliche Liebe unserer Mutter Maria deutlich werden. Gerade in diesen Tagen bin ich auf Worte unseres geliebten Gründers und Vaters während eines Beisammenseins 1967 gestoßen. Damals ermunterte er uns in seiner übernatürlichen Sicht, mit Menschen aus Osteuropa apostolischen Umgang zu pflegen, ›damit wir, sobald es dort ein Minimum an persönlicher Freiheit gibt, diesen Ländern den Geist des Werkes bringen können. Jetzt ist es nicht möglich‹, sagte er uns damals, ›aber früher oder später fallen die Mauern von allein, die mit Gewalt errichtet worden sind, wie die Mauern von Jericho. Und wir müssen für diesen Augenblick gerüstet sein.‹

Meine Töchter und Söhne, es sieht so aus, daß der Augenblick jetzt gekommen ist, den unser Vater damals vorausgesehen und den er übernatürlich und menschlich zutiefst herbeigesehnt hat. Die geschichtliche Epoche, die nun beginnt, kann – darum bitte ich jetzt den Herrn – die einer beständigen apostolischen Ausbreitung des Werkes in diesen so schätzenswerten Ländern sein, für die unser Gründer so viel gebetet und Opfer gebracht hat. Es ist eine

große Verantwortung, die der Herr uns auferlegt, ein göttlicher Auftrag, den wir ›alle vereint‹ mit den gleichen Absichten und Wünschen erfüllen wollen.«¹⁷ Danken wir Gott und der Gottesmutter für ihre Fürsprache, daß die Wünsche des seligen Josemaría wahr geworden sind. In ganz Mitteleuropa bemühen sich Männer und Frauen der Prälatur Opus Dei mit der Hilfe Gottes und seiner gebenedeiten Mutter, ihre berufliche Arbeit in Gebet zu verwandeln. Sie versuchen, ihren Mitbürgern zu zeigen, daß – nach den Worten dieses beispielhaften Priesters – sich alle Wege der Erde als Wege Gottes geöffnet haben.

¹⁷Alvaro del Portillo, Hirtenbrief vom 1. Januar 1990.

Alfons Par: Begegnungen mit Josemaría Escrivá

»Komm, du Halunke, ich will dich hypnotisieren!« Mit diesen überraschenden Worten, scherzhaft ausgesprochen und begleitet von einem gewinnenden Lächeln, hat mich Josemaría Escrivá, der Gründer des Opus Dei, bei meiner ersten Begegnung mit ihm begrüßt und umarmt, als ich ihm an einem Nachmittag Anfang Juni 1945 von Juan B. Torelló, dem Leiter des Opus-Dei-Zentrums »El Palau« in Barcelona vorgestellt wurde.

»El Palau« war eine apostolische Einrichtung für Studenten in der Calle Balma. Ich bin zum ersten Mal zu Weihnachten 1943 dorthin gekommen, begleitet von einem befreundeten Kommilitonen, der bereits Mitglied des Opus Dei war. Er hat mich dort eingeführt. Für gewöhnlich trafen wir uns dort nachmittags. Es war eine Gruppe von etwa 20 bis 30 Studenten, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit diese Wohnung besuchten. Im Studierraum herrschte absolute Stille, und wir arbeiteten fleißig mit den Büchern bis etwa 18 Uhr. Dann gab es eine »Merienda« (eine Scheibe Brot mit Schokolade o.ä. und Limonade), für die jeder etwas mitbrachte. Danach konnten wir an einer »Meditation« in der kleinen Hauskapelle teilnehmen. In der Regel las jemand einige Punkte aus dem Buch »Der Weg« vor – dazwischen Momente der Stille – als Anregung und geistliche Impulse für das persönliche Gebet. Die einzelnen Punkte aus »Der Weg« haben mich von Anfang an gepackt und zum Wachstum meines inneren Lebens beigetragen. Nach der Betrachtung gab es einmal in der Woche einen Bildungskreis. Er wurde von einem älteren Studenten gehalten, der Mitglied des Opus Dei war. Es wurden Themen behandelt, die uns halfen, den Alltag mit christlichem Geist zu erfüllen und in unserem normalen Leben als Studenten die natürlichen und übernatürlichen Tugenden zu entfalten: Freundschaft, Geist des Dienens, Ausnutzung der Zeit, Leben aus dem Glauben, Nächstenliebe, Gebet als Kinder Gottes, Heiligung des Studiums, Sorge um die anderen, Apostolat ... Die Atmosphäre von »El Palau« war sehr familiär, freundlich und angenehm. Sie gefiel mir, und ich fühlte mich dort sehr wohl, selbst wenn die Anforderungen, die an uns gestellt wurden, sehr hoch waren und manchmal sogar etwas unbequem oder unangenehm. So hörten wir bei der Betrachtung Sätze wie: »Du betest, tötest dich ab, arbeitest in tausend Dingen des Apostolates, aber du studierst nicht. Wenn du dich nicht änderst, dienst du niemandem. Das Studieren, die jeweilige Berufsausbildung, ist unter uns eine schwere Pflicht« und »Wenn es dir zukommt, Gott mit deiner Intelligenz zu dienen, ist Studieren für dich eine ernste Verpflichtung« (Der Weg, 334 und 336). Dazu kamen Besuche bei armen und kranken Menschen, Einkehrtage und so weiter. Auf diese Weise lernte ich den Geist des Opus Dei kennen, eine Spiritualität, die darauf ausgerichtet ist, Menschen zu Christus zu führen und ihnen zu zeigen, wie diese Vereinigung mit Gott in Christus mitten in der Welt möglich ist, in den normalen Umständen eines Christen, der die Welt liebt und

sich von ihr nicht trennen will. Diese für mich damals neue innere Sehweise faßte Wurzeln in meinem Herzen und wuchs langsam aber beständig. Am 29. April 1945 war es so weit. Der Entschluß, Gott mitten in der Welt zu dienen durch die Heiligung des Alltags und der beruflichen Arbeit und diese als Mittel des Apostolates zu gestalten, war in meinem Herzen reif und fest genug geworden, so daß Gott mir die Kraft verlieh, seiner rufenden Gnade Folge zu leisten. Ich schrieb Escrivá einen Brief, in dem ich um die Aufnahme in das Opus Dei als Numerarier-Mitglied bat. Ich war damals 22 Jahre alt, ein begeisterter Student der technischen Disziplinen und ein leidenschaftlicher Sportler.

Ein paar Wochen später (etwa Anfang Juni 1945) sagte mir Juan B. Torelló: »Morgen kommt der Gründer. Etwa um 15 Uhr ist er hier. Bitte sei pünktlich!« Ich kannte den Gründer bisher nur von einem Foto. Danach schien er ein fröhlicher Priester zu sein. Trotzdem war ich sehr gespannt und sah dem Augenblick meiner ersten Begegnung mit ihm mit großer Aufregung entgegen. Der Gründer, dachte ich, was für eine wichtige Person! Als ich am nächsten Tag pünktlich das kleine Wohnzimmer betrat, waren schon weitere acht junge Studenten im lebendigen und fröhlichen Gespräch mit dem Gründer zusammen. »Vater, das ist Alfons«, stellte mich Torelló dem Gründer vor. Und so kam es, daß er mich mit einem festen, freundlichen Blick begrüßte und mit den Worten »Komm, du Halunke, ich will dich hypnotisieren!« umarmte.

Damals zirkulierte in Barcelona das Gerüde, daß Escrivá so viele junge Leute für das Opus Dei gewinne, weil er die jungen Leute hypnotisiere. So machte er sich mit seinem typischen Humor darüber lustig. Die Art und Weise, wie er diese Worte sprach, echt, natürlich, spontan, ohne jede Affektiertheit, dazu sein liebevoller Blick, die Umarmung haben mein Herz erobert. In der Tat, in diesem Moment waren alle meine inneren Hemmungen und Beklemmungen wie weggeblasen. An deren Stelle machte sich ein kindliches Vertrauen breit. Ich spürte deutlich: Hier hast du einen neuen Vater (meinen Vater hatte ich während des Bürgerkrieges verloren), du kannst dich ihm ohne Wenn und Aber anvertrauen. Es ist schwer zu beschreiben, wie es so schnell geschehen konnte. Es war herrlich! – Ich merkte: Ich bin sein geistlicher Sohn! Dieser erste Eindruck hat sich in Laufe meiner späteren Begegnungen mit ihm immer wieder bestätigt und vertieft. In dieser ersten Begegnung habe ich es mit Händen greifen können, daß das Opus Dei in der Tat eine geistliche Familie war und ist, mit einem gemeinsamen Geist selbst in der breitesten menschlichen Verschiedenheit seiner Mitglieder.

Kehren wir wieder zu meiner ersten Begegnung in »El Palau« zurück. Nach einem kurzen Gespräch mit Escrivá sagte er plötzlich zu Torelló: »Wenn du nichts dagegen hast, nehme ich jetzt diese drei mit und wir gehen spazieren!« Diese drei waren die, die zuletzt um die Aufnahme ins Opus Dei gebeten hatten, also gewissermaßen die Jüngsten. »Alfons, nimm den Wagen, und wir fahren los. Du selbst bestimmst die Route.« Ich war überrascht; denn ich meinte noch, daß die Jüngsten die unwichtigsten seien, aber bald habe ich begriffen, daß für

einen guten Vater die Jüngeren deswegen wichtiger sind, weil sie mehr Sorge und Aufmerksamkeit brauchen.

Ich fuhr zum Berg Montjuich, wo Ende der zwanziger Jahre die Weltausstellung stattgefunden hatte und sehr schöne Parkanlagen zu finden sind, zu einem Gartenrestaurant mit herrlichem Blick auf den Hafen von Barcelona und das weite Meer. Während der Fahrt dorthin hat sich Escrivá viel mit uns unterhalten. Es hat ihm großen Spaß gemacht, als wir am Stadion vorbeifuhren und ich ihm erzählte, daß ich dort mit Freunden zweimal in der Woche Leichtathletik trainiere. Er sprach unsere Sprache; er verstand uns sehr gut; im Herzen wohnte er in unserer Welt, der Welt der Jugend; er war wie einer von uns. Er interessierte sich aufrichtig für unsere Sachen. Wir spürten, daß sie ihn begeisterten. Er verstand es, ihnen übernatürlichen Sinn und Bedeutung zu geben. So habe ich angefangen zu verstehen, was die Säkularität im Geist des Opus Dei bedeutet.

Wir sollen sehr fromm sein, aber die Frömmigkeit der Kinder Gottes im Opus Dei ist keine Frömmigkeit, die uns »weltfremd« macht. Bei dieser ersten Fahrt mit dem Gründer habe ich klar gespürt, daß er ein Priester war, der die Welt leidenschaftlich liebte, ohne dabei verweltlicht zu sein, ohne sich vom »Weltgeist« im geringsten anstecken zu lassen. Meine Berufung, in der Welt zu bleiben, um dort Gott zu dienen, begann sich zu festigen.

Wir kamen in das Restaurant »Miramar« und nahmen an einem Tisch mit Blick auf den Hafen und das Mittelmeer Platz. Während wir eine Erfrischung zu uns nahmen, begann Escrivá laut zu »träumen«. Er hat uns sein Herz geöffnet. Er sprach mit einer solchen Sicherheit über die Zukunft des Werkes – das Opus Dei –, als ob es schon Realität und Gegenwart wäre. Sein Gottvertrauen war überwältigend. Er sprach von Studentenheimen, von Schulen aller Art, von Universitäten, von sozialen Einrichtungen, von Entwicklungshilfe-Initiativen und vielem mehr. Er sah schon damals das Opus Dei so, wie wir es heute sehen, über die ganze Erde verbreitet, mit vielen apostolischen Aktivitäten aller Art. Für uns war es erst ein Traum, denn immerhin bestand das Opus Dei in Barcelona damals aus zehn Studenten, die sich in El Palau trafen, und weiteren acht Berufstätigen, die in der Calle Muntaner wohnten. Die Frauen des Opus Dei hatten in Barcelona mit der apostolischen Arbeit noch nicht angefangen. Außer dem Gründer hatte das Opus Dei 1945 nur drei eigene Priester für die Betreuung der Mitglieder in ganz Spanien. Die absolute Sicherheit Escrivás bezüglich der Ausbreitung des Werkes trotz unserer persönlichen Unbedeutsamkeit und unserer Mittellosigkeit und trotz aller möglichen Hindernisse gründete auf seinem unerschütterlichen Glauben an den übernatürlichen Ursprung des Werkes, wie er immer wiederholte: »Das Werk ist kein Werk eines Menschen, sondern Werk Gottes. Er – Gott – hat es gewollt und er will, daß es Wirklichkeit wird.« Daher seine vertrauensvolle Haltung, die ich später mit diesen seinen Worten bestätigt gefunden habe: »Vergeßt nicht, meine Kinder, wir sind nicht Seelen, die sich mit anderen Seelen zusammentun, um etwas Gutes zu tun. Das

ist viel ... aber es ist wenig. Wir sind Apostel, die einen gebieterischen Befehl Christi ausführen« (Instruktion 19.3.1934, Nr. 27).

Wir waren damals etwa 2 Stunden mit ihm zusammen. Es war, als ob es für ihn in diesen Stunden nichts wichtigeres in der Welt gäbe als uns. Es drängte ihn, uns innerlich aufzubauen, um uns mit seiner übernatürlichen Begeisterung für das Werk anzustecken und uns im Geist des Werkes zu bilden.

Madrid 1. bis 7. Januar 1946: Besinnungstage im Studentenheim »Moncloa«

In den Weihnachtsferien waren die Bewohner des Studentenheimes »Moncloa« in Madrid nach Hause gefahren, so daß man das freie Haus für Besinnungstage für die Numerariermitglieder des Werkes benutzen konnte. Bis auf wenige Ausnahmen kamen damals fast alle männlichen Mitglieder des Werkes zusammen, etwa 100 junge Leute aus allen Himmelsrichtungen Spaniens, die ich bei dieser Gelegenheit persönlich kennenlernen konnte. Escrivá hat uns täglich eine Betrachtung gehalten. Die erste ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Das Thema war die Demut. Er sprach aus dem Herzen. Seine Worte drängten sich hinein in die Seele. Mit Zitaten aus der Schrift lehrte er uns, daß wir nur Instrumente, Werkzeuge Gottes sind, und nie habe man den Werkzeugen eines Künstlers ein Denkmal gesetzt, beispielsweise dem Pinsel eines Velazquez – sagte er ausdrücklich –, sondern Velazquez selbst.

Als die Besinnungstage am 7. Januar nach dem Frühstück zu Ende waren, schlug uns der Leiter von »Moncloa« vor, den Vormittag für einen Stadtrundgang durch Madrid zu nutzen: El Prado, La Castellana, El Palacio de Oriente, Museen ... Ich ging mit einem Studenten, der in Barcelona Architektur studierte. Als wir unser Besichtigungsziel besprachen, sagte ich zu ihm: »Schau mal, wir werden noch viele Gelegenheiten für die Sehenswürdigkeiten von Madrid haben. Warum versuchen wir nicht, Escrivá in »Lagasca« zu besuchen?« Das war das Haus, in dem er in Madrid wohnte. »Probieren wir es. Vielleicht haben wir Glück.« Gedacht, getan. Unangemeldet haben wir es gewagt und sind etwa eine halbe Stunde später in »Lagasca« aufgetaucht. Unser Instinkt hat uns über die Treppe in den 1. Stock und dann zur Hauskapelle geführt. Wir haben den Herrn im Tabernakel begrüßt und standen dann beide vor der Kapelle in einer Diele mit vielen Türen an beiden Seiten. Wir standen da und warteten. Nach etwa fünf Minuten öffnete sich eine der Türen, und es erschien der Gründer. Er schaute uns erstaunt an. »Was macht ihr denn hier?« fragte er uns. Verlegen brachten wir heraus: »Vater, heute nachmittag fahren wir nach Barcelona zurück und haben gedacht, vielleicht gibt es etwas mitzunehmen ...« Escrivá durchschaute den ganzen Schwindel und sagte: »Ah, pillos! – Ihr Schlitzohren!« ... und dann nach einer Sekunde: »Gut, da ihr schon da seid, dann kommt mit.« Und er nahm uns mit in sein Arbeitszimmer und zeigte uns eine ganze Reihe von Gegenständen, die im Zusammenhang mit der Geschichte des Werkes standen, wie das Korporale, das seine Schwester Carmen in der Zeit des spanischen Bürgerkrieges angefertigt hatte, damit er während der kommunistischen

Herrschaft in Madrid das Allerheiligste in der Tasche bei sich tragen konnte. Dann zeigte er uns die Kartei mit den Namen und Adressen der ersten Jungen, mit denen er vor dem Bürgerkrieg in apostolischem Kontakt gestanden hatte. Auch die Kapelle zeigte er uns und erklärte uns alle historisch wichtigen Gegenstände. Wir verbrachten mit ihm den ganzen Vormittag, d.h. er hat seine Arbeit für uns unterbrochen. Er machte uns keinen Vorwurf. Wir bemerkten sogar, daß er sich über unser Vertrauen zu ihm gefreut hat – er war stets Vater und wir seine Kinder. Er war ein Vater, der immer Zeit für seine Kinder hatte. Gern hat er seine Arbeit unterbrochen und sich um uns gekümmert. – »Wenn Du mich brauchst«, schrieb er am 9. Januar 1938 in einem Rundbrief an seine Kinder, die als Soldaten im spanischen Bürgerkrieg an der Front waren, »sollst du mich rufen. – Du hast das Recht und die Pflicht, mich zu rufen. Und ich die Pflicht, sobald wie möglich zu dir zu kommen.«

Ähnliches habe ich im April 1946 erlebt. Wir Studenten der Technischen Hochschule von Barcelona machten eine Studienreise durch Nordspanien. In der Gruppe waren außer mir noch zwei andere Numerarier. Wir hatten dabei zwei Tage Aufenthalt in Madrid und meldeten uns gleich bei der Ankunft bei unserem Gründer. Er bat uns sofort zu sich und widmete uns einen ganzen Tag: wir besuchten das Grab von Isidoro Zorzano (eines der ersten Mitglieder des Opus Dei, er war am 15. Juli 1943 gestorben) und machten bis zum Abend einen Ausflug.

Barcelona, 20. bis 21. Juni 1946.

Alvaro del Portillo war im Februar 1946 nach Rom gefahren, um die päpstliche Approbation für das Opus Dei zu beantragen. Der Weltkrieg war schon zu Ende. Die Stunde der Expansion des Werkes in andere Länder war gekommen. Viele befreundete Bischöfe außerhalb Spaniens, die die Arbeit des Opus Dei schätzten, drängten den Gründer, sobald wie möglich das Apostolat des Opus Dei in ihren Diözesen zu beginnen. Deshalb wollte Escrivá eine Approbation des Werkes mit Geltung für die ganze Kirche. Da die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl schon nach wenigen Monaten an einen toten Punkt kamen, telegraphierte Alvaro del Portillo unserem Gründer in Madrid: »Ich sehe keinen Ausweg, es sei denn, Sie kommen nach Rom und nehmen die Verhandlungen selbst in die Hand.« Bei seinem Gesundheitszustand (er litt an fortgeschrittener Diabetes) und den damaligen Reisebedingungen würde er sein Leben riskieren, so beteuerten die Ärzte. Trotzdem entschied er sich für die Reise.

Von Madrid kommend, traf er am 20. Juni 1946 in Barcelona ein. Er war fröhlich und zuversichtlich. Später habe ich erfahren, daß es ihm sehr schlecht ging, ich habe es aber gar nicht bemerkt. Mit keinem Wort erwähnte er, daß er sich nicht wohlfühlte. Im Gegenteil, er war lebendig, vital, fröhlich. Er trug sein Kreuz, ohne daß es jemand merkte. Vor dem Gnadenbild Unserer Lieben Frau vom Loskauf der Gefangenen, der Schutzpatronin Barcelonas, bat er um ihre Fürsprache und Hilfe für einen guten Ausgang der Verhandlungen mit der

römischen Kurie. Uns forderte er auf, häufig zur Schutzpatronin Barcelonas zu pilgern, um ihm »mütterliche Rückendeckung« zu holen. Am 21. Juni habe ich ihn in Begleitung von José Orlandis mit dem Wagen zum Hafen gefahren, denn damals gab es noch keine Flugverbindungen mit dem Ausland, und aus politischen Gründen war die Grenze zu Frankreich hin geschlossen. Die einzige Verbindung zwischen Spanien und Italien bestand in einem Postschiff, dem kleinen, fünfzig Jahre alten 1500-Tonnen-Dampfer »J. J. Sister«, der wöchentlich zwischen Barcelona und Genua verkehrte.

Etwa um 11 Uhr bestieg er mit Orlandis das Schiff. Was für ein Spektakel. Heute machen wir uns keine Vorstellung mehr davon. Es gehörte sehr viel Opfergeist dazu, solch eine Reise unter solchen Umständen der Krankheit und des miserablen Transportmittels zu unternehmen. Dazu paßt, was er uns schon immer gesagt hatte: »Die übernatürliche Überzeugung von der Göttlichkeit des Unternehmens wird euch schließlich eine so starke Begeisterung und Liebe zum Werk verleihen, daß ihr euch übergücklich im Opfer fühlen werdet, damit es Wirklichkeit wird.« Er war der erste, der sich übergücklich im Opfer für das Werk fühlte. Im Hafen von Barcelona habe ich das ganz plastisch erfahren. Er scheute kein Opfer, sogar bis zur Gefährdung seines Lebens. Er war wie ein Pionier, ging uns voraus, machte uns den Weg frei, damit wir, seine Kinder, nach ihm den Weg schon freier und bequemer vorfänden.

Die Verhandlungen Escrivás mit der römischen Kurie haben sehr schöne Früchte gebracht. Am 2. Februar 1947 wurde die Konstitution »Provida Mater Ecclesia« vom Vatikan veröffentlicht und wenig später, am 24. Februar 1947, erhielt das Opus Dei das »Decretum laudis« und wurde damit als erstes Säkularinstitut päpstlichen Rechtes anerkannt.

Rom, Oktober 1951 bis Juni 1954

In dieser Zeit habe ich mit Josemaría Escrivá im Römischen Kolleg vom Heiligen Kreuz in Rom zusammen gewohnt. Es war eine Zeit der Fortbildung, denn die Stunde der Expansion des Werkes in die freie Welt war gekommen. Im ersten Jahr wohnten wir – etwa 30 junge Männer, darunter sechs Priester – im kleinen Pfortnerhaus einer Villa in der Straße Bruno Buozzi. Da das Haus sehr klein war, lebten wir im wahrsten Sinne des Wortes sehr eng mit ihm zusammen. Ich möchte einige Aspekte betonen, die mich dabei am stärksten beeindruckt haben.

Es war eine ungeheure »Verrücktheit«, ohne Geld eine Villa gekauft zu haben und die Bauarbeiten mit voller Kraft voranzutreiben, um dort in aller Eile das Zentralhaus des Werkes und eine Bildungsstätte fertigzustellen, damit viele junge Mitglieder des Werkes in seiner Nähe zwei bis drei Jahre lang eine gute Ausbildung bekommen und anschließend in aller Herren Länder geschickt werden könnten, um dort die apostolische Arbeit des Werkes zu beginnen und zu stärken. Das Ziel war großartig, aber es war kein Geld da. Trotzdem war er so sicher, daß dies der Wille Gottes war, daß er versicherte: »Wenn wir dieses

Anwesen nicht gekauft und die Bauarbeiten nicht vorangetrieben hätten, würden wir Gott versucht haben.« Es war eine seiner »Verrücktheiten« des Glaubens und der Liebe. Einmal riefen Frauen des Werkes an, die den Haushalt führten, und meldeten: »Die Metzgerei will kein Fleisch mehr liefern, wenn wir die Schulden nicht bezahlen«. Oft wußte Don Alvaro am Donnerstag noch nicht, wie am Freitag die Bauarbeiter bezahlt werden könnten (damals bekamen die Arbeiter ihren Lohn wöchentlich bar ausbezahlt).

Das waren die finanziellen Sorgen. Dazu kam die schwere Diabetes Escrivás. Der behandelnde Arzt sagte ihm damals: »Sie müssen sich darüber im klaren sein, daß Sie jeden Moment sterben können.« Er mußte häufig Insulin spritzen. Meist kam er lächelnd vom Badezimmer zurück und sagte: »Alvaro weiß nicht mehr, wo er die Spritze setzen kann, denn ich bin schon überall gestochen!«

Trotz dieser Beschwerden hat er sich nicht geschont. Er führte einen normalen Tagesplan und arbeitete intensiv. Darüber hinaus kümmerte er sich um unsere Bildung im Geist des Werkes. Vor allem tat er dies mit seinem heroischen Beispiel: fröhlich alle diese Widerwärtigkeiten annehmen ohne jedwede Klage oder Lamento. Auch war er um unser körperliches Wohl besorgt. Er kümmerte sich darum, daß wir donnerstags, wo wir keine Vorlesung hatten, Sport treiben konnten; so wurde für diesen Tag ein Sportplatz in der Nähe gemietet.

Außer diesen Belastungen kam dazu noch die Sorge um die Leitung des Werkes. Es wurde damals in vielen neuen Ländern mit der apostolischen Arbeit begonnen. Escrivá hatte das Herz bei allen seinen Kindern. Mit welcher Sehnsucht erwartete er ihre Briefe und Nachrichten. Wenn jemand krank war, dann litt er mit dem Kranken mit.

Eine Klage habe ich nie von ihm gehört. Er war immer fröhlich, humorvoll und optimistisch. Man hätte meinen können, dieser Mensch habe keine Sorgen, aber in der Tat trug er eine schwere Last, die er aber als Liebkosung Gottes annahm, weil er fest davon überzeugt war, das Kreuz tragen bedeute, mit Christus, dem Sohn Gottes, eng verbunden zu sein. »Warum sollen wir traurig sein, wenn wir Kinder Gottes sind?« Aus dem Bewußtsein seiner Gotteskindschaft schöpfte er die Kraft, um alle Widrigkeiten in Frieden und Freude zu tragen, ohne sich als Opfer zu fühlen. Was für ein Beispiel für uns!

Er schonte sich nicht, aber oft – fast täglich – geschah es, daß er am späten Nachmittag einfach nicht mehr konnte: er war physisch fertig. Dann pflegten wir mit dem Auto eine kleine Runde durch Rom zu machen. Fast immer war ich am Steuer, meist begleiteten uns auch Don Alvaro und sonst jemand. Der Weg führte uns immer zunächst zum Petersdom. Ohne auszusteigen drehten wir eine Runde über den Petersplatz und beteten dabei das Glaubensbekenntnis. Die Stelle »ich glaube an die heilige, katholische Kirche« wiederholte er meist dreimal und fügte dann hinzu: »trotz allem«; damit meinte er seine und unsere Sünden. Gewöhnlich war die Atmosphäre im Wagen still, er war müde. Wir versuchten, ihm etwas Schönes zu erzählen. Auch er ergriff ab und zu das Wort; alles war sehr vertraulich und innerlich.

November 1951

Seit ich im Oktober 1951 ins Römische Kolleg vom Heiligen Kreuz eingezogen war und somit mit Escrivá im selben Haus wohnte, hat er uns angehalten, in der freien Zeit eine Fremdsprache zu lernen, jeder nach seiner Wahl. Er machte des öfteren die Bemerkung: »Wenn ihr hier fertig sein werdet, werde ich euch in die ganze Welt schicken, ausstreuen, wie der Sämann den Samen auf den Feldern ausstreut.« An einem Novembertag waren wir, etwa zwölf Studenten, mit ihm zusammen. Er sprach wieder von den Fremdsprachen und fragte diesmal jeden der Reihe nach, welche Sprache er lerne. Die ersten beiden studierten Französisch bzw. Englisch. Dann kam ich an die Reihe. Hier möchte ich vorausschicken, daß ich vor meiner Priesterweihe in einer Baufirma in Bilbao als Bauingenieur gearbeitet hatte. Dabei benutzte ich für die statischen Berechnungen ein deutsches Buch, nämlich den »Betonkalender«. Es war sehr praktisch und anschaulich, so daß man es auch, ohne Deutsch zu verstehen, benutzen konnte. Um die Überschriften der vielen Tabellen zu verstehen, hatte ich mir eine deutsche Grammatik besorgt, das optimistischste Buch, das ich je gesehen habe; es hieß »Deutsch ohne Mühe«. Vielleicht habe ich es deshalb gekauft! Dieses Buch hat mich jahrelang begleitet, auch nach Rom. Als ich an nun der Reihe war und gefragt wurde, sagte ich deshalb: »Vater, ich lerne Deutsch.« Da geschah etwas Unerwartetes. Escrivá blieb stehen und sah mich lange und unbewegt an und sagte dann langsam: »Mein Sohn ... mein Sohn ... sehr gut, sehr gut, studiere weiter.« Dann ging die Frage weiter, aber bei keinem sonst hat er noch irgendeinen Kommentar gemacht. Unter ihnen gab es noch zwei weitere, die auch Deutsch lernten. Einer von ihnen ist nach Paraguay und der andere erst nach Irland und später nach England gegangen. Als er alle gefragt hatte, verließ er das Zimmer, und kaum war er draußen, stürzten sich alle auf mich und schimpften mich einen Schwindler. »Du hast doch von Deutsch gar keine Ahnung.« Ich verteidigte mich: »Ich habe nicht gesagt, daß ich Deutsch kann, sondern nur, daß ich es lerne. Und das stimmt, selbst wenn ich noch beim *Der, Die, Das* bin.«

Einige Monate später sagte mir der Vater: »Schon diesen Sommer wirst du nach Deutschland fahren, und zwar nach Bonn, und dort die Sommerferien verbringen. So kannst du besser die Sprache lernen und schon mit der apostolischen Arbeit beginnen. Es werden nach und nach andere Numerarier kommen, und so werden wir einen festen Brennpunkt des Werkes in Deutschland haben, selbst wenn du zunächst ›pendeln‹ wirst, bis du deine Promotion hier fertig hast.« Und so war es: die Sommer-, Weihnachts- und Osterferien habe ich in Bonn verbracht, wo ich mit Fernando Inciarte, Fernando Echeverría und später Jordi Cervós das Opus Dei in Deutschland begonnen habe. Als ich im November 1952 nach meinem ersten Deutschland-Aufenthalt nach Rom zurückkam, war das erste, das Escrivá mich bei der Begrüßung fragte: »Wann werden die ersten zwanzig Deutschen zur Ganzhingabe im Werk bereit sein?« So war die apostolische »heilige Ungeduld« Escrivás: kaum angefangen, und schon träumte er von zwanzig zur Ganzhingabe entschlossenen Deutschen.

Ich bin ihm sehr dankbar, daß er mich nach Deutschland geschickt hat, meine neue Heimat. Aber nicht nur ihm, sondern auch dem »Betonkalender« und dem »Deutsch ohne Mühe«, denn ohne sie wäre ich vielleicht irgendwo anders gelandet. Leider habe ich das »Deutsch ohne Mühe« verloren, sonst wäre es für mich wie eine Reliquie.

Bonn, 23. August 1957

In den 50er Jahren hat Escrivá uns in Bonn und Köln mehrere Male besucht. Im August 1957 war er in unserer Wohnung in Bonn in der Adenauerallee. Ich habe ihn damals gebeten, mir ein paar Worte auf die Rückseite eines Fotos von ihm zu schreiben. Mit seinen festen, klaren Schriftzügen schrieb er in Latein: »Semper ut iumentum! Bonn 23-VIII-57« (»immer wie ein Lastesel«). Dies hat mich nicht überrascht. Immer wieder erwähnte er seine besondere Liebe für dieses so nützliche Lasttier. Er hatte kleine Eselchen als Dekorationsgegenstände sehr gerne, weil er sich selbst als ein »Eselchen Gottes« oder als einen »rüdigen Esel« bezeichnete. Escrivá bewunderte dieses Tragtier, weil es so geduldig und anspruchslos ist und ohne Aufsehen zu erregen arbeitet. Für die Bauern war dieses Tier sehr nützlich. Mit etwas Futter ist es zufrieden und, wenn es etwas faul wird, kriegt es einen Klaps und schon beschleunigt es seinen Trab und alles ist wieder in Ordnung.

Die Vorliebe Escrivás für den Esel gründete natürlich vor allem auf übernatürlichem Boden. In der Bibel spielen die Dienste des Esels doch eine sehr sympathische Rolle. So stellen wir uns Maria auf einem Esel vor, der von Josef nach Bethlehem und später nach Ägypten geführt wird. Und ausdrücklich heißt es, daß ein Esel der Thron Jesu bei seinem feierlichen Einzug in Jerusalem wenige Tage vor seinem Leiden war. So versteht man, daß Escrivá entdeckte, daß der Esel ein Naturbeispiel für eine unbedingte und stille Hingabe an Jesus war. Der Esel als Thron Jesu, also erlauben, daß der Herr in unserer Seele herrscht ... mit Sehnsucht der letzte sein wollen ... arbeiten, ohne sich in Szene zu setzen ...

Als er wenige Wochen vor seinem Tode die Sakramentskapelle der Wallfahrtskirche von Torreciudad in Aragonien besuchte, sah er hinter dem Tabernakelaltar ein Wandrelief, auf dem ein Esel dargestellt ist. Er ging direkt zu dem Esel hin, küßte ihn und sagte: »Hola hermano!« (»Grüß Dich, mein Bruder!«).

Dienen, aber so demütig und unbemerkt wie ein Esel dienen. Wollen wir das wirklich? – Escrivá betrachtete sich selbst als »ein armer Mensch, ein kleiner Esel, den der Herr an der Hand führen« und mit göttlicher Last beladen wollte. Ein Eselchen Gottes sein, und nichts mehr! Hat er uns damit nicht den besten und sichersten Weg gezeigt, um die wahre Größe des Menschen vor Gott zu erreichen? – Welche Freude, wie ein Esel zu sein, der Gott und dem Nächsten dient, den Gott mit himmlischer Last belädt und an der Hand führt!